

Sabine Hofmeister

Verwildernde Naturverhältnisse

Versuch über drei Formen der Wildnis

Als kultureller Wert entsteht Wildnis dort, wo Wildnis physisch verloren gegangen ist. In den letzten zwei Jahrzehnten ist sie zu einem komplexen sozialen und kulturellen Phänomen geworden: Angebote für Abenteuer- und Wildnistourismus, Wildnispädagogik und Wildniserfahrungen (von Männern) haben sich etabliert. Auch der Schutz der Wildnis steht hoch im Kurs: Wildnisgebiete, wilde Gärten und Stadtwildnisse breiten sich überall im Raum aus. Die Wildnis »boomt«.

1. Was ist Wildnis?

Ich reduziere die Antwort auf die nüchternste und einfachste aller möglichen Deutungen: Wildnis ist das Unbekannte, Unerkannte, »terra incognita« – das unbetretene, unberührte Gelände im Universum dessen, was wir durch Neuzeit und Moderne hindurch als Natur zu erkennen suchten. – Mit dieser Definition lasse ich offen, ob Wildnis der »locus amoenus«, ein Arkadien, ein Paradies ist oder vielmehr das Gegenteil davon: ein Ort des Schreckens und der Furcht oder die »Hölle« selbst. Sie kann beides sein: abstoßend und erschreckend, schön und idyllisch zugleich oder auch in Folge, wie es die alten Märchen und Mythen erzählen, in denen grauenvolle, dichte, dunkle Wälder zu durchschreiten sind, um an den Ort des Lichts und der Weisheit zu gelangen.

In der Gegenwart werden »wilde« Gegenden als faszinierend, überraschend, erhaben und schön, aber auch als hässlich, erschreckend, Missfallen und Angst auslösend wahrgenommen. Die Sehnsucht nach und die Furcht vor Wildnis wirken auf spannungsvolle Weise ineinander. Der »Wildnisboom« zehrt von eben dieser Spannung. Doch müssen wir ausgehend von der oben genannten Definition wohl eingestehen, dass es Wildnisgebiete – und mithin scheinbar auch Wildnis als solche – nicht mehr gibt: Bis in ihren kleinsten und unzugänglichsten Winkel hinein ist die Erde entdeckt, erkannt, berührt, vermessen und abgebildet. Wildnisschutz ist die Verkehrung der Wildnis selbst: Nicht Schutz vor der Wildnis, sondern Schutz einer vermeintlich wilden, eigentlich aber doch schwachen Natur vor uns, vor den Menschen. Jene großen und kleinen, entlegenen und städtischen »Wildnisgebiete«, die zwischenzeitlich überall in Mitteleuropa ausgewiesen, umzäunt und mit Nutzungsverbieten versehen werden, mögen die wohl am intensivsten beobachteten, vermessenen und kontrollierten Gegenden der Welt sein. Sie sind in höchstem Maß Teil der wissenschaftlich-technischen Zivilisation, die wir aufgebaut haben – anfangs wohl, um tatsächlich uns vor einer wilden Natur zu schützen.

Der die Entwicklung der Moderne durchziehende Prozess der Generierung von Wissen über Natur, ihre Entzauberung durch Entdeckung ihrer Gesetzmäßigkeiten zielte auf ihre Kontrolle, Zurichtung und technische Aneignung. Dieser Prozess scheint nun kurz vor seiner Vollendung: Bis hinaus in die Atmosphäre und bis hinein in die Genome, Gehirne und generativen Reproduktionsfunktionen ist, was wir Natur nennen, offenbar bekannt. Der Plan, den die Modernen die letzten fünf Jahrhunderte hindurch verfolgt haben, scheint verwirklicht: Die Exteriorisierung unserer eigenen leiblichen Produktivität in die »äußere« Natur und die Interiorisierung »äußerer« Naturproduktivität in die soziale und ökonomische Sphäre hinein (Leroi-Gourhan 1964/65) sind anscheinend so gut wie gelungen.

Und gerade jetzt finden wir uns wieder in einer allumfassenden und allgegenwärtigen Wildnis: Alle Anstrengungen, die unternommen worden sind, die wilde Natur zu beherrschen, haben dazu geführt, dass wir uns nun einem gesellschaftlichen »Naturprodukt« gegenüber sehen, dessen wilder Gewaltpotenziale wir uns gerade erst zu vergewissern beginnen. Nicht intendiert und unbewusst haben wir durch das Projekt der Naturbeherrschung hindurch eine wahrhaft unbeherrschte »Natur« als Nebenwirkung (mit)erzeugt – eine »Natur«, die sich jetzt anschickt, künftig zum Hauptzweck aller Bemühungen um Wissensgenerierung und Technikentwicklung zu werden. Was noch immer mit harmlosen Begriffen, wie »Umweltprobleme« oder »ökologische Krisenphänomene«, benannt wird, ist längst zu einer sozial-ökologischen Krisensituation geronnen, die die gesellschaftlichen Naturverhältnisse der Zukunft bestimmen wird. Wildnis wird die Wahrnehmung der Gesellschaft von ihrem »Naturzustand« dauerhaft prägen.

Was kennzeichnet diese neue Qualität gesellschaftlicher Naturverhältnisse¹? Und was unterscheidet die »Natur«² vor uns so grundlegend von der Natur, die hinter uns liegt? Haben wir es nicht seit Jahrhunderten – und insbesondere seit Anbeginn der Industriemoderne – immerzu mit Umwelt- oder ökologischen Problemen zu tun gehabt, die zum überwiegenden Teil auch technisch zu bewältigen waren? Weshalb sollten wir gerade jetzt mit Problemen konfrontiert sein, die sich im Modus des Fortschritts mit den genialen Werkzeugen moderner Technologien nicht genauso bewältigen ließen?

Wäre nicht mit einigem Recht außerdem einzuwenden, dass mehr für die Natur getan wird als je zuvor? Hinzuweisen wäre auf die zunehmende Zahl von Naturreservaten und »Wildnisprojekten«, die allorts realisiert werden. Sind nicht beachtliche Maßnahmen mit dem Ziel, Lebensräume, Tier- und Pflanzenarten zu erhalten und

1 Dem Konzept Gesellschaftliche Naturverhältnisse liegt die These zugrunde, dass die Beziehungen zwischen Gesellschaft und Natur durch Einheit und Differenz bestimmt sind. Verbindende und trennende Momente werden historisch spezifisch konstituiert (Becker/Jahn 2006). Mit Transformation gesellschaftlicher Naturverhältnisse wird an dieser Stelle eine historisch besondere Phase der Um- und Neukonstituierung dieses Beziehungsgeflechts bezeichnet.

2 Wenn ich hier und im Folgenden Natur in Anführungszeichen schreibe, verweise ich auf eine »Natur«, die nicht mehr das Andere zur Gesellschaft, sondern bereits auch schon deren Produkt ist: ein hybrides, durch anthropogene Prozesse (mit)gestaltetes NaturKulturProdukt.

zu schützen, schon realisiert oder könnten unschwer realisiert werden? Es lebe die Wildnis! Gleich, ob es »unberührte«, kulturell überformte oder industriell vernutzte Flächen sind – überall, wo wir künftig Natur Natur sein lassen, wo wir anthropogene Störungen vermeiden wollen, überall dort soll sich die Natur frei entwickeln können.

Aber muss man es nicht als Übertreibung werten, wenn ich demgegenüber jenseits allen Wohlmeinens mit und Wohlgefallens an Natur von Wildnis spreche, – wenn ich zudem noch behaupte, dass Wildnis gar zu einem allgegenwärtigen und dauerhaften »Naturzustand«, zur Naturwahrnehmung künftiger Menschengenerationen wird? – Schauen wir also genauer hin, wovon wir sprechen, wenn wir heute die Begriffe »Naturkatastrophe«, »Umweltproblem« oder »ökologische Krise« verwenden. Wir haben es zum weitaus überwiegenden Teil mit anthropogenen Wirkungen auf naturale Räume, Wesen und Prozesse zu tun, die durch vier Merkmale gekennzeichnet sind:

1. Die Wirkungen sind ubiquitär, das heißt, sie breiten sich aus, gelangen überall hin, in die abgelegensten Winkel der Erde; und sie können (mindestens theoretisch) jeden Organismus nachhaltig beeinträchtigen oder schädigen: So kennen z.B. Hormone und hormonwirksame Chemikalien, haben sie die Laborräume und Fabrikhallen, in denen sie hergestellt wurden, erst einmal verlassen, keine Grenzen mehr. Sie höhlen das generative Reproduktionsvermögen von (verschiedenen) menschlichen und nicht-menschlichen Lebewesen bis zur Unfruchtbarkeit aus – und zwar auch dann, wenn diese Wesen in Räumen weit entfernt von den Zentren der Produktion und Anwendung eben jener Stoffe leben (Colburn u.a. 1996).

2. Sie sind global, das heißt, die Wirkungen anthropogener Aktivitäten betreffen alle menschlichen und nicht-menschlichen Organismen und alle Lebensräume der Erde, wenngleich sie im Konkreten sehr unterschiedlich ausfallen können: Denken wir z.B. an die Folgen des anthropogenen Klimawandels, die von anhaltenden Dürresituationen in den einen Regionen bis hin zu massiven Hochwasserereignissen in anderen Regionen reichen, ohne dass auch nur ein einziges Ökosystem oder eine einzige menschliche oder nicht-menschliche Gemeinschaft unbeeinflusst von ihnen bliebe (Flannery 2006).

3. Sie sind irreversibel, das bedeutet, dass durch anthropogene Einflüsse ein dauerhafter »Naturzustand« geschaffen worden ist, der auch durch radikale Maßnahmen nicht in einen dem Ausgangszustand ähnlichen zurückgewandelt werden kann³. Auch hierfür lassen sich zahlreiche Beispiele anführen, denken wir an die Zeithorizonte

3 Die Verwendung der Kategorien Reversibilität und Irreversibilität ist prinzipiell heikel: Kein Prozess ist reversibel (umkehrbar). In dieser Perspektive wäre die o.g. Feststellung trivial. Ich spreche daher bewusst von einer Rückkehr in einen der Ausgangssituation ähnlichen (nicht identischen) Zustand. Doch auch diese Rede ist abhängig von den zugrunde gelegten Zeitskalen: So werden sich z.B. die in der Atmosphäre durch den Eintrag von FCKWs verursachten Schäden (»Ozonloch«) in Jahrzehnten zurückzuentwickeln beginnen; ebenso sind den durch die Nutzung der Kernenergie in die Umwelt verbrachten Stoffen Halbwertszeiten von Jahrhunderten bzw. Jahrtausenden eigen. Analog zur Verwendung der Begriffe »erneuerbar« und »nicht erneuerbar« in Bezug auf Ressourcen, die als Energieträger fungieren (z.B. Kohle und Öl), lege ich der Verwendung des Begriffs Irreversibilität ein Zeitmaß zugrunde, das an den aus der Perspektive von Menschen überschaubaren Zeiträumen orientiert ist.

der ökologischen Wirkfähigkeit persistenter Chemikalien oder radioaktiver Abfälle. Doch sind auch für diesen Zusammenhang die anthropogen verursachten Klimaänderungen exemplarisch: Würden jetzt weltweit alle Anstrengungen unternommen, die Emissionen von Treibhausgasen zu eliminieren, so gäbe es doch keine Chance, den anthropogenen Klimawandel vollständig zurückzunehmen – allerdings hätten wir es wohl (noch) in der Hand, seine schlimmsten Folgewirkungen abzuwenden (Flannery 2006).

4. Es handelt sich um »riskante Verwicklungen« von menschlichen und nicht-menschlichen Wesen (Latour 2001), für die im alten, die Moderne kennzeichnenden Trennungsmodus – da: die Natur, und dort: die Kulturen – keine sinnvollen Aussagen mehr getroffen werden können. Deshalb ist die noch übliche Rede von »Umweltproblemen« und »ökologischen Krisenphänomenen« unzutreffend und irreführend. Wer will im 21. Jahrhundert noch sicher sagen, dass es sich bei den immer häufiger auftretenden Sturm- und Hochwasserereignissen um Naturkatastrophen handele? Wie lassen sich die Phänomene AIDS, BSE oder H5N1 noch auf Ursachen zurückführen, die entweder natürlich oder sozial und kulturell bestimmt sind? Wie lässt sich eine »Umwelt« ausmachen in Unterscheidung oder gar in einem Gegensatzverhältnis zur sozialen, ökonomischen und kulturellen Binnenwelt der Menschen? Nahezu alle krisenhaften Phänomene und Prozesse, mit denen wir es jetzt zu tun haben, sind Ausdruck einer tiefgreifenden und umfassenden sozial-ökologischen Krise.

Das zuletzt genannte Merkmal mag das folgenreichste und schwierigste sein, wenn wir jetzt beginnen, auf die Wildnis zu blicken. Schauen wir uns daher noch einmal genauer an, was Bruno Latour meint, wenn er (Becks Risikobegriff und Haraways Naturbegriff aufnehmend) von »riskanten Verwicklungen« spricht: Sozial-ökologische Krisenphänomene sind grundsätzlich hybrid. Sie entstehen in verschlungenen, rückgekoppelten Prozessen, in die menschliche und nicht-menschliche Lebewesen, naturale und soziale Elemente und Dynamiken involviert sind; die Beteiligten wirken mit- und ineinander, sie interagieren im Verbund. Sie werden irreversibel, indem sie weitere »riskante Verwicklungen« zutage fördern, die wiederum Hybride erzeugen, ausweiten und beschleunigen; Latour (2001, 34) spricht, um dies zu verdeutlichen, von »haarigen«, »zersausten« Erscheinungen, die, im Unterschied zu den »kahlen« Objekten der Moderne, über eine ausgesprochene Befähigung verfügen, Netzwerke zu bilden. In solche Verwicklungen sind grundsätzlich sowohl Menschen als auch nicht-menschliche Wesen und Dinge – das können Tiere, Pflanzen oder Labore und Instrumente sein – involviert, wobei neue »heterogene Gemische« (35) ohne klare Eigenschaften und strenge Gesetzmäßigkeiten und ohne eindeutige Kausalitäten produziert werden.⁴

Am Beispiel anthropogener Klimaveränderungen lässt sich dies verdeutlichen: Involviert sind zunächst zahlreiche Wissenschaftler/innen verschiedener Disziplinen aus allen Teilen der Welt, eine Vielzahl an Messinstrumenten, Apparaturen

4 Das wilde, »haarige« Wesen Katrina, das im August 2005 New Orleans zerstört hat, ist ein anschauliches Beispiel für solche Verwicklungen menschlicher und nicht-menschlicher Aktivitäten (Flannery 2006, 343ff).

und Modellen – ohne ihre Erzählungen wüssten wir (noch) nichts von den schon eingetretenen Klimaänderungen; involviert sind weiterhin alle menschlichen und nicht-menschlichen Wesen – Industriemanager/innen, Aborigines, Politiker/innen, Muscheln, Eisbären und Malariaerreger. Der anthropogene Klimawandel erzeugt kontinuierlich neue Unsicherheiten, ökonomische, soziale und ökologische Risiken, die zu keinem Zeitpunkt überschaut oder gar kontrolliert werden können: Sobald eine Ungewissheit zur Gewissheit gereift ist, zieht sie bereits unzählige neue Ungewissheiten im Schlepptau nach. Bevor noch die Goldkröte in Costa Rica hinsichtlich ihrer Schönheit, ihrer ökologischen Funktionen, ihres sozialen, kulturellen und ökonomischen Nutzens beschrieben worden war – ja, bevor sie überhaupt einen wissenschaftlichen Namen hatte –, war sie aufgrund veränderter Klimabedingungen schon ausgestorben (Flannery 2006, 139ff); ihre Geheimnisse hat sie mitgenommen. Ein anderes Beispiel: Inzwischen wissen die Klimaforscher/innen, Biologen/innen und Politiker/innen, dass sie mit den ungeheueren Anstrengungen, die sie im Namen des Umweltschutzes in den 1980er Jahren unternommen hatten, um die Luft von Sulfat-Aerosolen zu befreien (u.a. in Reaktion auf die Versauerung der Böden und Seen und in der Folge das »Waldsterben«), den Treibhauseffekt verstärkt und deutlich beschleunigt haben (Flannery 2006, 185ff; vgl. auch Schönwiese 2007, 23); seinerzeit konnte niemand auch nur ahnen, dass er oder sie mit einer wohlmeinenden Etablierung der Rauchgaswäsche Risiken erzeugen bzw. verstärken würde. Auf diese Weise breiten sich die hybriden Phänomene – durch die vielfältigen modernen Gewohnheiten des »Wettermachens« (Flannery) – einmal produziert, weiter aus. Sie verwildern.

Bis zu dieser Stelle habe ich den Begriff Wildnis auf unterschiedliche Phänomene angewendet. Ohne jede Erklärung habe ich mindestens drei Formen der Wildnis eingeführt. Jetzt gilt es, den Wildnisbegriff auch explizit zu differenzieren. Die drei Formen entwickle ich bewusst quer zu einer chronologischen Folge aufgrund der Überzeugung, dass sich zweite »Wildnis« gegenwärtig in einer Übergangssituation ausbildet. Um »Wildnis« in der Gegenwart zu verstehen, gilt es zunächst, Strukturmerkmale und -ähnlichkeiten von erster und dritter Wildnis herauszuarbeiten.

2. Was kennzeichnet erste und dritte Wildnis? Wie lässt sich zweite »Wildnis« im Kontext verwildernder gesellschaftlicher Naturverhältnisse verorten?

Auf die Frage, was sie als »Wildnis« wahrnehmen, antworten die meisten Europäer, dass es sich dabei um Gebiete handele, »die noch nie vom Menschen beeinflusst waren« (vgl. eine Umfrage in der Schweiz: Bauer 2005, 41). Es ist erstaunlich, was das kollektive Gedächtnis zu bewahren vermag: Keine der befragten Personen mag Wildnis in dieser Bedeutung je gesehen, sie erfahren und sich darin aufgehoben haben. Denn weder in der Schweiz noch anderswo gibt es Gebiete, die noch nie von Menschen beeinflusst waren. Aber (fast) jede/r weiß, was erste Wildnis ist: unberührtes, unerkanntes Territorium – »reine« Natur. Es mögen die Mythen, Märchen und Legenden sein, in denen aufgehoben ist und weitergegeben wird, was

einmal Wildnis gewesen war. Erste Wildnis ist dort, wo Natur das Andere ist – nicht Ressourcennatur, nicht Abfalllager, auch nicht Ökosystem, Biodiversität und schon gar nicht Schutzgebiet.

Wann hat es Wildnis in dieser Form (zuletzt) gegeben? Eine Antwort auf diese Frage zu finden, scheint kompliziert. Biologen/innen und Ökologen/innen streiten (z.B. im Zusammenhang mit der Bestimmung der »potenziell natürlichen Vegetation«) trefflich darüber: Während man sich einig wird, dass der »Nullpunkt« vor jeder menschlichen Nutzung liegt, ist die zeitliche Bestimmung desselben für Mitteleuropa umstritten (vgl. Kowarik 2005, 20; Küster 1998, 91). Doch es reicht aus zu wissen, dass es geographisch, physisch materiell und ökologisch erste Wildnis als ursprüngliche, vom Menschen unbeeinflusste Natur nicht (mehr) gibt und dass sie sich kulturell symbolisch bis in die Gegenwart äußerst lebendig erhalten hat.

Allerdings verweist die Frage nach der Existenz erster Wildnis zugleich auf ein Spezifikum gesellschaftlicher Naturverhältnisse, wie es sich erst mit der (abendländischen) Neuzeit und in der Moderne ausgebildet hat: Latour spricht von dem »Zweikammersystem«, wie es nur für diese historische Epoche und nur für diese Kultur Geltung beansprucht: die große Trennung zwischen Natur und Kultur – die eine jeweils Gegenpol zur anderen – ist ein kulturell besonderes historisches Strukturmerkmal. Dies würde jedoch bedeuten, dass sich die Frage nach der ersten Wildnis für jene Menschen, die sie hätten kennen können, nie gestellt hat. Latour (2001, 63f) verweist auf anthropologische Untersuchungen über so genannte Naturvölker (»Wilde«), in denen die Naturverhältnisse dieser Kulturen erforscht wurden: Die diesen Studien zugrunde liegenden Hypothesen, es handele sich bei den Angehörigen dieser Kulturen um »Kinder der Natur« oder um Menschen, die mit der Natur in einem »harmonischen Verhältnis« leben würden, konnten letztlich nicht bestätigt werden. Stattdessen stellt sich heraus, dass jenseits des modernen Zweikammersystems ein Verhältnis der Menschen zur Natur überhaupt nicht existiert: »die anderen Kulturen vermengten Natur- und Gesellschaftsordnung keineswegs, sondern ignorierten die Unterscheidung« (64).

Gerade diese Unterscheidung bildete und bildet (noch) die Prämisse für die Entwicklung unserer eigenen Kultur: Das Gegensatzverhältnis Kultur vs. Natur (in der Verschränkung mit männlich vs. weiblich) prägte in den »westlichen« Gesellschaften mindestens fünf Jahrhunderte hindurch den Prozessen der Wissensgenerierung und Technikentwicklung, der Ökonomie und Politik den Stempel des (linearen) Fortschritts auf. Aus den in dieser Epoche spezifischen Regulierungsformen gesellschaftlicher Naturverhältnisse ergaben sich fatale Konsequenzen: Die sich im Gegensatzverhältnis zur Natur konstituierende Gesellschaft trennte all jene Wesen, Prozesse und Leistungen, denen sie ökonomisch keinen Wert beimaß, als »Natur« aus ihrer eigenen Sphäre heraus: Das Zweikammersystem der Moderne verfestigte sich im Trennungsverhältnis zwischen Produktivem (ökonomisch in Wert Gesetztem) vs. »Reproduktivem« (ökonomisch verwerteten, aber nicht bewerteten Prozessen und Leistungen). In dieser widersprüchlichen Struktur des Ökonomischen konnte Naturproduktivität – einschließlich der sozial lebensweltlichen Produktivität von

»Frauen«, die als Naturproduktivität gesetzt und als solche vereinnahmt wurde – durch die ökonomischen Praktiken hindurch umfassend internalisiert werden. Zugleich jedoch wurde alle vereinnahmte Produktivität ebenso wie das durch die ökonomische Praxis erzeugte Naturprodukt in der ökonomischen Bewertung externalisiert. Anders gesagt: Das ökonomische Bewusstsein, wie es sich durch die Entwicklung der Moderne hindurch ausgebildet hatte, täuschte die Menschen systematisch im Blick auf ihre physisch materiellen Naturverhältnisse. Während die Industriegesellschaft praktisch kontinuierlich daran arbeitete, naturale und gesellschaftliche Elemente und Prozesse miteinander zu vermischen – durch jeden einzelnen Prozess der Herstellung von Gütern und Leistungen hindurch NaturKulturHybride herzustellen –, war sie in der ökonomischen Bewertung ständig darauf aus, »Natürliches« von »Sozialem/Kulturellem« zu trennen. Der kolossale Irrtum der Moderne bestand daher in der Illusion von einem produktiven System jenseits und in der Differenz zu einem (vermeintlich) reproduktiven System, in das hinein die Produktivität der Natur und die der »Frauen« abgespalten wurden. Als folgenreich erweist sich dieser Irrtum insofern, als die Gesellschaft in diesem Modus systematisch ihre »reproduktiven« Wurzeln abgeschnitten, untergraben und ausgehöhlt hat. Angesichts der inzwischen massenweise und überall als Risiken in Erscheinung tretenden NaturKulturHybride beginnt sich gegenwärtig ein Bewusstsein davon auszubilden, dass nachhaltige Entwicklung nur im Modus (re)produktiver Regulierung gesellschaftlicher Naturverhältnisse zu verwirklichen sein wird (Biesecker/Hofmeister 2006).

Dies sind die Ursachen für die Entstehung der dritten Wildnis, deren untrügliche Zeichen die anhaltenden und sich vermehrenden Ungewissheiten über sozial-ökologische Gemengelagen sind. Diese treten als Krisen in Erscheinung. Dritte Wildnis bildet sich in »riskanten Verwicklungen« aus, die sich als ubiquitär, global und irreversibel erweisen.

Was haben die erste und dritte Form der Wildnis gemeinsam und was unterscheidet sie? Der von mir fokussierte Begriff »Wildnis« dient der Erklärung und der Verständigung über die sich gegenwärtig vollziehenden substanziellen Transformationsprozesse gesellschaftlicher Naturverhältnisse. Indem ich die Strukturähnlichkeiten und -unterschiede zwischen erster und dritter Wildnis – der Natur hinter uns und der »Natur« vor uns – kenntlich mache, schält sich eine Vorstellung davon heraus, was künftige gesellschaftliche Naturverhältnisse, die infolge einer Neukonstituierung trennender und verbindender Momente in den Beziehungen zwischen Gesellschaft und Natur entstehen könnten, als Wildnis kennzeichnet. Auf dieser Grundlage lässt sich die zweite »Wildnis« im Kontext der Transformation gesellschaftlicher Naturverhältnisse beschreiben und in ihrer Funktion verstehen (s. Abschnitt 3).

Unter drei Aspekten kristallisieren sich Strukturähnlichkeiten zwischen erster und dritter Wildnis heraus: 1. die Dichotomie Kultur vs. Natur war irrelevant (erste Wildnis) und wird (wieder) irrelevant werden (dritte Wildnis); 2. die dominante Zeitstruktur war nicht abstrakt und nicht linear und wird nicht (mehr) abstrakt linear sein; 3. sozial-ökologische Entwicklung vollzog sich im Modus des (Re)Produktiven und wird (wieder) in den Modus des (Re)Produktiven zurückkehren.

Schauen wir zunächst, wie sich die Perspektive auf die gesellschaftlichen Naturverhältnisse ändern wird, so wird deutlich, dass das für die Entwicklung in den letzten Jahrhunderten entscheidende Trennungsverhältnis zwischen Gesellschaft/Kultur und Natur bereits jetzt an Bedeutung verliert und künftig weiter verlieren wird (1). Dies allerdings nicht etwa, weil es gelingt, diese Dichotomie zu »überwinden« oder gar die Beziehungen zwischen Menschen und Natur »harmonischer« zu gestalten. Nein, es wird einfach nur unwichtiger: Wo Treibhausgasemissionen als Marktpreise erscheinen und Schafe, Mais und Tomaten sich von ihren biotechnisch erzeugten »Artgenossen« nicht mehr unterscheiden lassen, wird die durch die Moderne hindurch behauptete Trennlinie zwischen Kultur und Natur zunehmend unsichtbar und bedeutungslos. Die künftige Wahrnehmung des Kultur-Natur-Verhältnisses wird annähernd diejenige sein, die Latour (2001, 64) für »Naturvölker« beschreibt: es wird ignoriert werden.

Aus der Zeitforschung (2) wissen wir, dass sich historisch verschiedene Zeitmuster ausgebildet und schließlich als dominante durchgesetzt haben (Geißler/Schneider 1998): Agrarische Gesellschaften waren durch die zyklische Zeit, moderne Gesellschaften durch die linear abstrakte Zeit (»Fortschritt«) geprägt. Die durch die Moderne hindurch vorangetriebene Homogenisierung der Zeit war jedoch eine Illusion: die Kollisionen und Konflikte zwischen den verschiedenen Zeitformen – insbesondere zwischen der abstrakt und linear konstituierten ökonomischen Zeit und den vielfältigen natürlichen und kulturellen Zeiten – wurden tatsächlich nicht etwa vermieden, sondern lediglich unsichtbar gehalten. Wir wissen allerdings auch, dass sich die Dominanz des modernen Zeitmusters in der Gegenwart zu erschöpfen begonnen hat: Es wird abgelöst durch das Muster der »Gleichzeitigkeit« (Geißler 2007). Wie auch immer das Leben in der dritten Wildnis konkret aussehen mag, es zeichnet sich ab, dass hier weniger ein Zeitmuster, sondern vielmehr unterschiedliche Zeiten eine Rolle spielen werden.

Schließlich wird die Trennung zwischen Produktivem und »Reproduktivem«, die sich für die gesellschaftlichen Natur- und Geschlechterverhältnisse enorm destruktiv erwies und der physisch materiellen Wirklichkeit gesellschaftlicher Naturverhältnisse spottet, den Transformationsprozess der Naturverhältnisse nicht überstehen (3). Dieser sich durch alle lebendigen Tätigkeiten hindurch ziehende Riss, dessen Genese sich durch die Geschichte der ökonomischen Theorieentwicklung hindurch nachlesen lässt (Biesecker/Hofmeister 2006, 76ff) und dessen Wirkung – ein systemisch nicht nachhaltiges Wirtschaften – wir kennen gelernt haben, wird in Zukunft keine Geltung mehr beanspruchen können. Denn wo Natur nur in der Gesellschaft und nicht als ihr Gegenüber existiert, brechen der Wirtschaft die Räume weg, in die hinein sie die als »Nebenwirkungen« getarnten sozial-ökologischen Effekte, die ihr abstraktes Denken und borniertes Handeln erzeugt, ökonomisch externalisieren könnte. Viele vermeintlich externalisierten Effekte werden unmittelbar zurückgeschleudert – sei es durch Versicherungswirtschaft, Emissionshandel oder Rechtsverfahren –, sie werden unmittelbar auch ökonomisch wieder wirksam. In vormodernen Gesellschaften gab es nichts an vergleichbar paradoxen und destruktiven Formen des Wirtschaftens. Indem wir in den Modus des (Re)Produktiven zurückkehren, unterscheiden wir uns

daher nicht nur nicht von frühen Formen menschlichen Wirtschaftens in der ersten Wildnis, sondern überhaupt nur von einer einzigen: der klassisch modernen.

Alle drei Aspekte deuten darauf hin, dass sich die dritte Wildnis nicht (nur) als ein Ergebnis jener wohlmeinenden Reformbemühungen einstellen wird, mit denen gegenwärtig eine Annäherung an nachhaltige Lebens- und Wirtschaftsformen gesucht wird. Nicht etwa, weil wir es so wollen und für vernünftig halten, werden sich künftige Entwicklungen im Modus des (Re)Produktiven vollziehen, sondern weil es keine Alternative dazu gibt. Der Weg zurück in vertraute moderne Zeiten ist bereits jetzt irreversibel versperrt. Das Ende der Industriemoderne markiert notwendig auch das Ende systemisch nicht nachhaltiger Wirtschafts- und Lebensformen.

Jenseits des Entwicklungsmodus moderner Gesellschaften wird sich das Leben der Menschen auf der Erde grundlegend anders gestalten. Womöglich wird der Lebensalltag unserer Nachfahren mehr Ähnlichkeiten mit jenem unserer Vorfahren vor der großen Transformation in Neuzeit und Moderne aufweisen als mit unserem eigenen und dem unserer Mütter und Großmütter. Sehen wir hier einmal ab von den nicht kalkulierbaren Risiken, die die derzeitige Entwicklung und Verbreitung der Biotechnologie und ihrer biomedizinischen Zweige mit sich bringen – dieser Technologieentwicklung, die es ermöglicht, die »Natur, die wir selbst sind« (Böhme 2005) in eine Hybridnatur zu verwandeln, und den damit induzierten Risiken. Schauen wir exemplarisch nur auf ein einziges Netzwerk riskanter Verwicklungen: den anthropogenen Klimawandel. Ausgehend von dem, was über die Geschwindigkeit, in der er sich vollzieht, schon gesagt werden kann, beschreibt Flannery (2006, 216ff) drei Szenarien in der Folge der bereits eingetretenen Veränderungen: Verlangsamung oder Versiegen des Golfstroms, Verschwinden der Regenwälder in den Amazonasgebieten und Methanfreisetzung vom Meeresgrund. Würde nur eines der drei Szenarien in der Zukunft Wirklichkeit, wären die Folgen für die Menschen gravierend. Die uns bekannte Zivilisation gäbe es dann wohl nicht mehr – womöglich gäbe es nichts als Wildnis. Doch wird sich derzeit niemand anmaßen zu sagen, wie wahrscheinlich derartige Zusammenbrüche sind. Entscheidend ist jedoch, dass keines der drei Szenarien mit Gewissheit mehr ausgeschlossen werden kann – dass es ausgehend von der gegenwärtigen Klimasituation und ausgehend von dem (rudimentären) Wissen und der Fülle an Nichtwissen über künftige Klimaentwicklungen keine Gewissheit mehr gibt, dass sie nicht eintreffen werden. Es ist die prinzipielle Ungewissheit über künftige Ereignisse und Entwicklungen gesellschaftlicher Naturverhältnisse, die die naturalisierte Gesellschaft fundamental erschüttert. Auf diese Weise entfaltet sich subversiv die dritte Wildnis. Wir leben schon in der Risikogesellschaft (Beck). Und die Risiken, mit denen wir es zu tun haben, werden mit jedem Tag größer, vielfältiger, verwickelter – und in ihren Erscheinungen wilder. Denn auch dann, wenn es gelingen sollte, die anthropogene Klimasituation zu stabilisieren und den großen Kollaps abzuwenden, bleibt eines gewiss: das verlässliche Wissen um das Nichtwissen – und damit verbunden die Ungewissheit über die Bedingungen unserer eigenen Existenz und die der Gattung. Eine zunehmende essenzielle Unsicherheit wird das allgegenwärtige Lebensgefühl der Menschen prägen, wie es auch für die erste Wildnis in der Natur kennzeichnend gewesen sein mag.

Doch steht die dritte Wildnis keineswegs für eine unheilvolle und bedrohliche Zukunftsvision. Denn die Emanzipation aus dem engen Korsett, das uns durch die Moderne hindurch angelegt wurde, legt zugleich mannigfache Chancen frei. Wilde »Naturen«⁵ sind um so vieles reicher, überraschender und gewitzter als die hinter uns liegende beherrschte, kontrollierte, berechnete und verrechnete Natur. Gerade weil in der dritten Wildnis die Frage nach der Existenz der sog. zivilisierten Gesellschaften auf die Tagesordnung gerät und nun »Naturen« klug und einfallsreich (mit)produziert und (mit)gestaltet werden müssen, werden Vorsicht und Vorsorge zu den Leitlinien künftiger Entwicklung. Entlang dieser Leitlinien werden sich unsere Handlungsprinzipien und Lebensstile ausdifferenzieren. Nein, die Sehnsucht nach der Wildnis wird nicht enttäuscht: Das Leben in der dritten Wildnis wird vielfältiger, bewegter und aufregender sein als wir es bisher gekannt haben.

Bleibt noch die Frage zu klären, worin sich erste und dritte Wildnis unterscheiden. Nun, unter einem einzigen, aber entscheidenden Aspekt: Im Unterschied zur ersten ist dritte Wildnis ein Binnenverhältnis der Gesellschaft, die sich jetzt in »Naturen« organisiert. Während die Alten noch mit Natur als einem Außen konfrontiert waren, und in dieser Konfrontation Strategien des Lebens und Überlebens zu entwickeln hatten, gibt es jetzt kein Außen mehr. Das Projekt der Moderne – die Naturalisierung der Gesellschaft und die Vergesellschaftung der Natur – ist abgeschlossen. Mit der dritten Wildnis treten wir in eine historisch neue Phase ein, in der es gelingen muss, eine humane »Natur« als einen Lebensraum herzustellen. Dies als eine kollektive Aufgabe zu begreifen, liegt vor uns (Böhme 2005).

Auf dieser Basis kann ich mich nun der zweiten »Wildnis« zuwenden. Wenn ich den Begriff Wildnis hier (und nur hier) in Anführungszeichen setze, so aufgrund der Überzeugung, dass es sich nicht um Wildnisphänomene handelt, wenn wir von der »Wildnis« in Nationalparks, Landschafts- und Naturschutzgebieten oder auf Stadtbrachen sprechen. Auch kann an diesen Orten Wildnis nicht erlebt, erfahren oder von ihr gelernt werden. Diese »Wildnisse« haben nichts zu tun mit der ersten Wildnis, die sie imaginieren. Doch gerade deswegen – also, weil diese »wildenen« Gegenden und Orte auf etwas verweisen, das es in der Wirklichkeit nicht mehr und noch nicht gibt – sind sie in der Gegenwart unentbehrlich.

Schauen wir, in welchen diskursiven Kontexten zweite »Wildnis« als imaginierte Wildnis historisch erfunden wird: Wir befinden uns mitten in einem Verständigungsprozess über gesellschaftliche Naturverhältnisse – darüber, was sie sind, wie sie gestaltet und reguliert werden, und darüber, wie wir sie nachhaltig gestalten und regulieren können und sollen. Es wundert daher nicht, dass diese Debatten ausgesprochen kontrovers verlaufen. Jenseits der Nachhaltigkeitsdiskurse (oder nur sehr vage mit ihnen verbunden) trägt sich diese Kontroverse aus – in der (naturwissenschaftlich) ökologischen Debatte um zweite »Wildnis«, ihren Wert

5 Wenn hier von »Naturen« (Plural) gesprochen wird, so geschieht dies in der Überzeugung, dass der »Mononaturalismus« (Latour) der Moderne – das Konzept von einer einzigen universellen Natur, das ausschließlich in dieser historischen Epoche und in der abendländischen Kultur Gültigkeit beansprucht hat –, in der Zukunft aufbrechen wird.

und ihre Schutzwürdigkeit. Oben hatte ich angedeutet: In der Bestimmung dessen, was »wild« und mithin »natürlich« ist, sind sich Biologen/innen, Ökologen/innen und Naturschutzforscher/innen nicht in allen Punkten einig. Die beiden aktuell wichtigsten Ansätze in dieser Diskussion sind der historisch retrospektive Zugang zur Bestimmung von Natürlichkeit im Unterschied zum aktualistisch prospektiven (Kowarik 2006). Je nachdem, welchem Ansatz man sich anschließt, werden »Stadtwildnisse« als erwünschte, zuzulassende oder zu schützende Naturen akzeptiert oder aber als »künstliche« Ökosysteme abgetan. Im Vordergrund des Diskurses steht die Frage nach der physisch materiellen (Mindest-)Ausstattung und den ökologischen (Mindest-)Qualitäten zweiter »Naturen« sowie die Bewertung derselben – dabei geht es um Artenzahlen und -vielfalt, um einheimische Arten und Neophyten, um seltene und ubiquitäre Pflanzen und Tiere. Doch im Kern dieses Diskurses wird schon die Frage nach der Gültigkeit der Natur-Kultur-Dichotomie – retrospektiv und prospektiv – ausgehandelt. Anhand der neueren, stadtoökologischen Position für eine aktualistisch prospektive Bestimmung des Hemerobieniveaus⁶ (Kowarik 2006) wird schon jetzt sichtbar, wie das vor kurzer Zeit noch rigide behauptete Trennungsverhältnis Kultur vs. Natur durchlässig geworden ist. Dies macht den ökologisch naturschutzfachlichen Diskurs über die zweite »Wildnis« in der Gegenwart zu einer notwendigen und enorm produktiven Angelegenheit.

Besser noch verstehen wir die Bedeutung zweiter »Wildnis«, wenn wir ihre symbolisch kulturelle Funktion mitdenken. Einerseits ist es die Ambivalenz der Wildnisidee, die uns an der Sehnsucht nach und Furcht vor der Natur zugleich anpackt und diese Spannung nutzt, uns sogleich für sich einzunehmen. »Wildnis« vermag unser kulturelles Gedächtnis aufzuschließen und kollektive Erinnerungen an die erste Wildnis freizulegen. Zweite »Wildnis« verweist damit auf das, was sie nicht (mehr) ist. Sie fungiert als ein Simulakrum, indem sie in der Absicht, das Realitätsprinzip zu retten, kaschiert, dass das Reale nicht mehr das Reale ist (Baudrillard 1978, 25). Andererseits ist zweite »Wildnis« jedoch auch schon ein visionäres Konzept: Indem wir städtische Brachflächen und die bunte Vielfalt der sich dort entwickelnden »Naturen« ästhetisch wahrzunehmen und zu nutzen beginnen, setzen wir »Natur« als Produkt gesellschaftlicher Entwicklung in Wert – jenes »Naturprodukt«, das uns vor Kurzem noch Abfallprodukt gewesen war (Hauser 2001), wird naturästhetisch erfahrbar. Ahnen wir, was auf uns zukommen wird? In diesen neuen »wilden« Räumen verweist zweite »Wildnis« auf das, was noch nicht ist. Womöglich ist es gerade diese symbolische Doppelfunktion der zweiten »Wildnis«, auf vergangene und verlorene wie auf künftige gesellschaftliche Naturverhältnisse gleichzeitig Bezug zu nehmen, die »Wildnis« zu einem kulturell wirkmächtigen Konzept werden lässt. »Wildnis«-Projekte knüpfen an dieses Potenzial der Wildnisidee an – ein Potenzial, das, weil es eine Übergangssituation markiert, historisch wohl einmalig bleiben wird.

6 Mit Hemerobie wird der Grad der anthropogenen Beeinflussung von Lebensräumen bezeichnet.

In dieser Übergangssituation – mitten in der »großen Transformation« gesellschaftlicher Naturverhältnisse von der modernen in eine nach- oder zweitmoderne Verfasstheit – können zweite »Wildnisse« als Markierungen genutzt werden: Entlang dessen, was als »wild« wahrgenommen und wie es wahrgenommen wird, lässt sich ablesen, wie weit die Transformation von Natur in »Naturen« schon vollzogen ist. Indem wir »Wildnis« dort aufsuchen, wo wir die Reste der alten, ersten Wildnis (noch) vermuten, zugleich jedoch auch (schon) jene neuen »Naturen« in den Städten, auf Industriebrachen und Infrastrukturanlagen als (mögliche) Formen der Wildnis erkennen, die wir ästhetisch wahrnehmen und wertschätzen können, haben wir uns aufgemacht, die magische Trennlinie zwischen Natur vs. Kultur endlich auch selbst zu überschreiten.

3. Ausblick: Was lässt sich aus der Perspektive der zweiten »Wildnis« über Wildnis erfahren?

In der Spätmoderne – mitten in einem substanziellen Transformationsprozess gesellschaftlicher Naturverhältnisse – entstehen in Mitteleuropa in wachsendem Maß »Wildnisregionen«, »-gebiete«, »wilde« Gärten und »Stadtwildnisse«. Dabei wird die Idee der Wildnis auf sehr verschiedene Räume projiziert. Was diese Projekte verbindet, ist die Referenz auf Prozessualität, Dynamik, zukunfts offene, nicht gerichtete Entwicklung. Gemeinsam ist den verschiedenen »Wildnisprojekten« außerdem, dass sie auf Flächen zugreifen, die aus den vormaligen Nutzungsformen – seien es forst- oder landwirtschaftliche, oder auch industrielle – entlassen und ökonomisch entwertet sind. Zweite »Wildnisgebiete« werden nicht (mehr) intentional auf bestimmte Nutzungen hin gestaltet und in ihrer Entwicklung gesteuert. Soweit nicht Schutzzwecke entweder menschliche Wesen oder bestimmte nicht-menschliche Wesen wie z.B. Wölfe, Bären oder Luchse generell ausschließen, sind diese Gebiete sozial-ökologisch offene Räume. Diese Offenheit ermöglicht Erfahrungen, die an Wildnis erinnern: z.B. die Erfahrung von Zeitvielfalt und Dynamik sowie die Begegnung mit (individuell) Unbekanntem und Unvertrautem. Solche Begegnungen überraschen, lösen Gefühle der Neugierde, Verwunderung, aber auch Verunsicherung, Erschrecken oder sogar Angst aus. Dichte Wälder – seien es frühere Wirtschaftswälder oder Wälder auf Industrie- und Bahnbrachen – ermöglichen es, gewohnte Raum- und Zeitmuster temporär zu verlassen. Wird diese Möglichkeit durch Wegemarkierungen (oder gar durch Naturlehrpfade) nicht verstellt, lässt sich hier sowohl Orientierungsfreiheit als auch Orientierungslosigkeit und Verunsicherung erleben. Zweite »Wildnis« generiert mithin einen Erfahrungsraum, der dazu beiträgt, die Erinnerung an die erste Wildnis zu bewahren.

Gerade diese Qualität zweiter »Wildnis«, als ein raum-zeitlich unspezifischer und mithin offener Erfahrungs- und Möglichkeitsraum zu fungieren, zeichnet diese Räume potenziell auch als Experimentierräume im Blick auf die dritte Wildnis aus: Zweite »Wildnisse« entfalten sich in Zwischenräumen und Zwischenzeiten – es sind transitorische Räume, die aufgrund einer relativen Dauerhaftigkeit, die wir

den sozial-ökologischen Prozessen hier einzuräumen bereit sind, vielfältige ökologische, kulturelle, soziale und ökonomische Funktionen ausfüllen (u.a. Held 1999; Hofmeister/Meyer 2002; Diemer/Held/Hofmeister 2004). Damit werden »Wildnisgebiete« zu Experimentierräumen für nachhaltige Entwicklungswege: Das Leitbild Nachhaltigkeit fordert auf, die künftige Entwicklung in den vier genannten Dimensionen integrativ zu gestalten. Weil in der zweiten »Wildnis« die funktionsräumliche Arbeitsteilung, die Verinselung des Raumes und lineare Zeitmuster aufbrechen, sind diese Gebiete geeignet, in der Gegenwart Möglichkeitsräume für künftige nachhaltige Entwicklungsprozesse zu öffnen. Im Blick darauf geht es schon nicht mehr um die Frage, ob und wie weit natürliche Prozesse anstelle von sozialen und kulturellen Prozessen wirken, sondern darum, wie sich die hybriden Verwildernungen in der Interaktion von menschlichen und nicht-menschlichen Lebewesen, von ökologischen, kulturellen und sozialen Elementen und Prozessen in ihrer ineinander verschlungenen, verwickelten und riskanten Dynamik darstellen. Vor die Aufgabe gestellt, diese Dynamik auf nachhaltige Weise (mit)gestalten zu müssen (und zu dürfen), ist dies von unschätzbarem Wert.

Doch kann die Erfahrung der zweiten »Wildnis« für das Leben in der dritten Wildnis nur Anhaltspunkte liefern – mehr nicht. Denn wird gefragt, wie sich der Lebensalltag von Menschen in und mit »Naturen« so ausgestaltet, dass die Möglichkeiten für nachhaltige Entwicklung erhalten und möglichst verbessert werden, muss nach grundlegend anderen Regulierungsformen gesellschaftlicher Naturverhältnisse gefragt werden, als sie der zweiten »Wildnis« noch zugrunde liegen. Nachhaltige Regulierungsformen können und dürfen nicht mehr in den alten Denk- und Handlungsmustern – Naturbewahrung und Naturschutz vs. gesellschaftliche und wirtschaftliche Entwicklung und Wachstum – eingebettet sein. Alle künftige soziale und kulturelle Entwicklung, einschließlich der damit verbundenen wirtschaftlichen Aktivitäten, werden zugleich Entwicklung und Gestaltung von »Naturen« sein. Auf diese Gestaltungsaufgabe – auf die Aufgabe (re)produktiven Lebens und Wirtschaftens – können wir uns durch die Erfahrung zweiter »Wildnis« nur begrenzt vorbereiten – mindestens, solange diese Projekte und Gebiete in der Gegenwart noch Schutzzonen sind. Denn dritte Wildnis ist kein Park, kein Reservat, kein umzäuntes und gesichertes Gelände. Sie lässt sich weder in der Zeit noch im Raum mehr ein- und begrenzen. Der Rückweg aus dem »Wildnisgebiet« in die sicheren Gefilde geordneter, funktional spezialisierter Raum- und Zeitgefüge ist schon versperrt.

Literatur

Baudrillard, Jean, *Agonie des Realen*, Berlin/W 1978

Bauer, Nicole, *Für und wider Wildnis. Soziale Dimension einer aktuellen gesellschaftlichen Debatte*, Bern-Stuttgart-Wien 2005

Beck, Ulrich, *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*, Frankfurt/M 1986

Becker, Egon, u. Jahn, Thomas (Hg.), *Soziale Ökologie. Grundzüge einer Wissenschaft von den gesellschaftlichen Naturverhältnissen*, Frankfurt/M-New York 2006

- Biesecker, Adelheid, u. Hofmeister, Sabine, *Die Neuerfindung des Ökonomischen. Ein (re-)produktionstheoretischer Beitrag zur Sozial-ökologischen Forschung*, München 2006
- Böhme, Gernot, »Naturerfahrung: über Natur reden und Natur sein«, in: M.Gebauer u. U.Gebhard (Hg.), *Naturerfahrung. Wege zu einer Hermeneutik der Natur*, Kusterdingen 2005, 9-27
- Colburn, Theo, Dianne Dumanoski, u. John Petersen Myers, *Die bedrohte Zukunft: gefährden wir unsere Fruchtbarkeit und Überlebensfähigkeit?*, München 1996
- Diemer, Matthias, Martin Held u. Sabine Hofmeister, »Stadtwildnis – Konzepte, Projekte und Perspektiven«, in: *GAIA* 13, 2004, H. 4, 262-70
- Flannery, Tim, *Wir Wettermacher. Wie die Menschen das Klima verändern und was das für unser Leben auf der Erde bedeutet*, Frankfurt/M 2006 (Lizenzausgabe der Büchergilde Gutenberg, Frankfurt/M-Zürich-Wien)
- Foucault, Michel, »Andere Räume«, in: K.Barck u.a. (Hg.), *Aisthesis, Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*. Leipzig 1990 (1967), 34-46
- Geißler, Karlheinz A., *Alles. Gleichzeitig. Und zwar sofort*, Freiburg 2007
- ders., u. Manuel Schneider, *Mit den Zeiten ändern sich die Zeiten*, unv. Manuskript 1998
- Hauser, Susanne, *Metamorphosen des Abfalls. Konzepte für alte Industrieareale*, Frankfurt/M-New York 2001
- Held, Martin, »Wildnis ist integraler Bestandteil der nachhaltigen Entwicklung. Naturdynamik zulassen – Kultur der Wildnis fördern«, in: Evangelische Akademie Tutzing u. Bayerische Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege (Hg.), *Schön wild sollte es sein ... Wertschätzung und Bedeutung von Wildnis*, Laufener Seminarbeiträge 2, Laufen/Salzach 1999, 93-105
- Hofmeister, Sabine, u. Constanze Meyer, »Wildnis in der Stadt: subversiv – inszeniert – geplant?«, in: Evangelische Akademie Tutzing u. Nationalpark Bayerischer Wald (Hg.), *Wildnis vor der Haustür*, Schriftenreihe der Bayerischen Staatsforstverwaltung Tagungsbericht H. 7, Grafenau 2002, 81-94
- Kowarik, Ingo, »Natürlichkeit, Naturnähe und Hemerobie als Bewertungskriterien«, in: W.Konold u.a. (Hg.), *Handbuch Naturschutz und Landschaftspflege, V-2.1*, Landsberg 2006
- ders., »Wild Urban Woodlands: Towards a Conceptual Framework«, in: ders. u. S.Körner (Hg.), *Wild Urban Woodlands*, Berlin-Heidelberg 2005, 1-32
- Küster, Hansjörg, *Geschichte des Waldes. Von der Urzeit bis zur Gegenwart*, München 1998
- Latour, Bruno, *Das Parlament der Dinge. Für eine politische Ökologie*, Frankfurt/M 2001
- Leroi-Gourhan, André, *Hand und Wort. Die Evolution von Technik, Sprache und Kunst* (1964/65), Frankfurt/M 1980
- Schönwiese, Christian-Dietrich, »Weltproblem Klimawandel. Was wissen wir? Was müssen wir tun?«, in: *Wechselwirkung* 140, 29. Jg., 2007, 14-23